

Beilage zu Nummer 292 der Volksstimme.

Dienstag den 14. Dezember 1915.

Wiesbadener Angelegenheiten.

Wiesbaden, 14. Dezember 1915.

Verein für kommunale Wirtschaft und Kommunalpolitik.

In Berlin hielt gestern der Verein für kommunale Wirtschaft und Kommunalpolitik seine vierte Mitgliederversammlung ab, die sich mit wichtigen kommunalen Kriegssachen beschäftigte. Die Tagung war nach der „Frankf. Hg.“ aus dem Reich und dem verbündeten Oesterreich stark besucht. Dem Verein gehören zurzeit 575 Städte, Gemeinden, Landkreise, Amtshauptmannschaften, Bezirksverbände, Kreisvereinigungen und Stadtmänner an. Allein während des Krieges ist seine Mitgliederzahl von 440 auf 575 gestiegen.

Bürgermeister Dr. Luppe (Frankfurt a. M.) behandelte besonders

das Lohnproblem.

Weite Arbeiterkreise befürchteten von einer umfangreichen Verknappung Kriegsbeschädigter eine Lohnrückende Tendenz. Nun wurde zweifellos bei der Entlohnung nach Zeit der Versuch gemacht, das Lohnniveau allgemein herabzudrücken. Hier müssen Tarifverträge ausgleichend wirken. Jeht gelinge es ja, fast alle Kriegsbeschädigten dem Erwerbsleben zurückzuführen, ob das aber auf die Dauer und vor allem nach Rücksicht der Millionen von Arbeitskräften aus dem Felde möglich sein werde, könne noch nicht mit Sicherheit gesagt werden. Die Arbeitsvermittlung arbeitet jetzt ausgezeichnet, später allerdings werde der Arbeitsmarkt ein anderes Bild bieten. Später werde man Arbeitgeber suchen müssen, die bereit seien, ihre Einrichtungen den Kriegsbeschädigten anzupassen. Dann reiche die normale Vermittlung nicht mehr aus und die Kriegsfürsorge müsse Hand in Hand mit den Arbeitsnachweiser arbeiten.

Gegen den Gedanken der Bodenreformer auf Schaffung von Kriegerheimstätten verhielt sich der Redner absolut ablehnend; einmal würde dadurch ein Gegensatz geschaffen zwischen Krieger und Nichtkrieger, und nichts wäre verhängnisvoller als auch noch im Frieden die Menschen daraufhin zu unterwerfen, ob sie am Kriege teilgenommen hätten oder nicht. Etwas Besseres könne es nicht geben. Dann aber sei es auch verkehrt, den Leuten etwas zu versprechen, was man nicht halten könne, nämlich jedem Krieger das Recht auf Erwerbung einer Heimstätte zu geben. Vielmehr werde die schon seit langem bestehende Siedlungsbewegung nach dem Kriege neue Bahnen beschreiten müssen, aber das könne man der Zukunft überlassen. (Beifall.)

In der Aussprache trat Senatspräsident Dr. von Strauß und Tornow (Berlin) dafür ein, daß Kriegsbeschädigten, die zur Trunksucht neigen, statt der Geldrente Staatsleistungen gewährt werden. Reichstagsabgeordneter Meyer (Seyditz) wünschte Maßnahmen gegen die Rentenpsychose. Die Kriegsbeschädigten würden sich leichter in das Erwerbsleben einführen lassen, wenn sie nicht den Verlust der Rente befürchten müßten. Man sollte deshalb entweder nur alle zehn Jahre eine Nachprüfung vornehmen oder Schwerbeschädigten eine ein für allemal festgesetzte Rente für die Lebensdauer gewähren.

Das erste Verhandlungsthema lautete:

„Die Kriegsbeschädigtenfürsorge.“

Randesat Dr. Saxon (Düsseldorf) schilderte die Erfahrungen, die er seit etwa 8 Monaten in der Zentralkasse für die Kriegsbeschädigtenfürsorge in der Rheinprovinz gemacht hat, und kam zu dem Ergebnis, daß sich die Stimmung der Kriegsbeschädigten gegen die erste Zeit des Krieges wesentlich gebessert habe. Vor allem sei die Angst, durch das Ergegnen eines Verfalls die Rente zu verlieren, durch der allgemeinen Aufklärungsarbeit wesentlich geschwunden. Das wichtigste Problem werde die Schaffung von Beschäftigungsmöglichkeiten für Armbeschädigte sein. Ihren Zahl täglich wachse, während die Zahl der für sie geeigneten Stellen nicht in gleichem Umfang zunehme. Hier müsse man so weit etwas geschehen, als ein Schlosser, Schreiber oder Fabrikarbeiter mit künstlichen Armen immer nur eine Ausnahme bilden könne. Nichtsdestoweniger sei zu hoffen, daß bei einigem Entgegenkommen der Arbeitgeber und bei einem guten Willen der Kriegsbeschädigten der größte Teil von ihnen mit einer Erwerbsmöglichkeit würde bedacht werden können.

Hierauf besprach Oberbürgermeister Koch (Kassel) die

Kriegsmaßnahmen der Städte auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung.

Er ging davon aus, daß in jedem Kriege die Lebensmittelpreise steigen. Das sei auch 1870 geschehen, wo von einer Ausbeutung Deutschlands gar keine Rede gewesen sei. Damals habe der Zentner Kartoffeln 6 Mark gekostet, aber deshalb dürfe man die Hände nicht in den Schoß legen. Unbestreitbar herrsche an vielen Lebensmitteln eine wirkliche Knappheit, dagegen hülfe keine polizeilichen Verordnungen, sondern nur wirtschaftliche Maßnahmen. Man habe es ja beim Brot am besten gesehen. Die fleisch- und fettlosen Tage hätten gewiß ihren Wert, aber man sollte ihre Tragweite nicht überschätzen. Nur 8 Prozent aller Familien verfügten über ein Einkommen von mehr als 3000 Mark, so daß sich 94 Prozent aller Haushaltungen an sich schon in dieser Zeit keines befonderen Wohllebens erfreuen könnten. Fettwaren würden nicht helfen, denn sie wären nicht wie die Brotarten Verteilungs-, sondern Beschränkungsarten. Es würde nicht verstanden werden, wenn der Inhaber einer solchen Karte trotzdem im Laden keine Butter bekomme, weil es eben keine Butter gebe. Außerdem wäre die Kontrolle beim Fett beinahe unmöglich. Der Vorrat beschränke nicht mehr, als er Brotarten abliefern, bei Fettarten sei ein solcher Verstoß unmöglich, weil das Fett noch wie vor nicht von den Städten, sondern von den Händlern geliefert würde. Man habe nun einmal zu wenig Fett und sollte sich vor der Lebensmittelverknappung hüten, alle Mängel auf ein Zurückhalten aus wuchernden Preisen zu schieben. Damit aber diskreditierte man sich nur vor dem Ausland. Viel richtiger sei es, die Knappheit zuzugeben und sie mit entprechenden Maßnahmen zu bekämpfen. Als solche Maßnahmen kämen ausschließlich wirtschaftliche Maßnahmen in Betracht. Die notwendigen Nahrungsmittel neben Getreide, die Kartoffeln und die Fette, müßten, wolle man auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung weiter kommen, im denkbar größten Umfang den Selbstverwaltungsorganen zur Verteilung überlassen werden. In diesem Zweck müßten natürlich viele Waren den Städten an die Hand gegeben werden. Um zu verhindern, daß die Städte auf dem Lebensmittelmarkt umherirren und um ein stärkeres Ueberbieten zu vermeiden, müsse der Einkauf im In- und Ausland durch große, vom Reich ins Leben gerufene Zentralkaufstellen erfolgen. Diese Zentralkstellen ihrerseits müßten dann für die Ueberweisung an die Städte Sorge tragen. Der heutige Zustand, daß die Leiter der großen Kommunen bei den bestehenden Gesellschaften antiquarieren müssen, sei unwürdig.

Oberbürgermeister Dr. Wilms (Bonn) meinte, daß man sich an das Spiel der freien Kräfte im Frieden so sehr gewöhnt hatte, daß man sich auch nach der Mobilmachung zunächst nicht recht habe entschließen können. Im Gegensatz zu dem Vortrager trat dieser Redner für die Einführung von Fettkarten ein, weil die sonst vorhandene Ungleichheit vom Volke als ungerecht empfunden würde. Um dieses Gedanken der sozialen Gerechtigkeit willen müßten die Schwierigkeiten, die mit einer Fettkarte verbunden seien, in Kauf genommen werden. Alle Kreise des Volkes müßten mit den Lebensmitteln haushalten, auch die ländliche Bevölkerung, die dazu immer zu veranlassen sei, weil sie die Lebensmittel selbst herstellt.

In der Aussprache wurden auch gründliche Maßnahmen für die Fleischversorgung verlangt, und der bestehende Butterhöchstpreis als viel zu hoch bezeichnet.

Kartoffelhöchstpreise. Der Magistrat hat den Höchstpreis für Kartoffeln im Kleinhandel für den Stadtkreis Wiesbaden auf 4,05 Mark für den Zentner festgesetzt, wozu bei Lieferung ins Haus ein Bringerlohn von höchstens 25 Pf. pro Zentner tritt. Für Mengen unter einem Zentner beträgt der Höchstpreis 4,3 Pf. für ein Pfund oder 43 Pf. für 10 Pfund. Die Bekanntmachung des Magistrats finden unsere Leser im Anzeigenteil der heutigen Nummer.

Küchlein. Aus Gesundheitsrücksichten will Beigeordneter Theodor Körner, der seit 1892 dem Magistrat angehört, nach Ablauf seiner Wahlzeit im März 1916 sein Amt niederlegen. Herr Körner, der im 56. Lebensjahr steht, ist der Sohn des unlängst verstorbenen Altbürgermeisters Körner in

Wiesbaden, eines bekannten Führers der nationalliberalen Fortschrittler.

Gesprert ist am Mittwoch den 15. Dezember, vormittags von 9 bis 12 Uhr, wegen Gleisumbau der Bahnübergang über die Wiesbadener Straße auf der Strecke Dieblich-Post-Walms beim Posten 38.

Die Höchstpreise für Wild, die vom Magistrat der Stadt Wiesbaden erlassen worden sind, gelten für den Stadtkreis Wiesbaden, nicht für den Regierungsbezirk, wie es in der amtlichen Bekanntmachung irrtümlicherweise heißt.

Kunsthonig. Hinter dieser vornehmen Bezeichnung für einen Honig-Ertrag verbirgt sich eine sehr einfache Sache. Und ist man hinter das Geheimnis gekommen, so gewinnt man einen sehr wohlfeilen Ersatz für die teuren Fette und den Naturhonig. In der land- und hauswirtschaftlichen Zeitschrift der Deutschen Bienen- Nr. 45 bringt die Frau Volkseinkaufsleiterin S., Tochter eines Antkars, eine Vorschrift zur Bereitung eines schmackhaften und billigen Honigeratzes: Zwei Liter Buttermilch zu 12 Pfennig (Buttermilch ist allerdings jetzt sehr rar. Dieb. d. B.) und 2 Pfund Zucker für etwa 60 Pfennig werden bei gutem Feuer mit offenem Topf 1/2 bis 1 Stunde gekocht. Sobald die Masse gelb wird, soll man ständig umrühren, damit sie nicht zu dunkel wird oder anbrennt. Dieser auf so einfache Weise hergestellte Kunsthonig soll im Geschmack von echtem Honig kaum zu unterscheiden sein. Dieser Kunsthonig-Kunsthonig hat außer „seiner Wohlfeilheit“ und seiner Belohnlichkeit noch einen anderen Vorzug. Wegen des Einwirkens der Buttermilch wird nämlich sein Nährwert nicht unbedeutend erhöht.

Vereine und Versammlungen.

Traverei und Wälderarbeiter, Jahrestelle Mainz-Wiesbaden. Die diesjährige Weihnachtssammlung für die Familien unserer Kriegsteilnehmer gelangt am Sonntag den 19. Dezember 1915, von vormittags 10 Uhr bis nachmittags 2 Uhr im Gewerkschaftshaus an Wiesbaden zur Auszahlung. Dieblich. A. G. R. „Vorwärts“. Donnerstag abend 8 1/2 Uhr Gesangsprobe.

Aus den umliegenden Kreisen.

Schreckliches Lachen.

Unsere Schilderung aus dem Leben einer vom Schicksal geschlagenen Mutter beginnt nicht mit den Worten: „Es war einmal“. In kurzen Zügen rollen wir das Leben einer Arbeiterin auf, die in Friedenszeiten stumm das harte Joch der Entbehrungen des täglichen Kampfes ums Dasein trug, die im Inneren der Seele erschüttert wurde, als man ihren Mann als ein Opfer des ausbrechenden Kapitals tot nach Hause brachte und nur langsam sich wieder erholen konnte. Auch sie war noch unerfahren, als sie die Hand des begüterten Bauernsohnes ausstreckte, einen armen Teufel, den sie jedoch von Herzen gern hatte, zum Ranke nahm und ihn in eine Industriegemeinde des Taunus folgte. Aber sie bereute es nicht. Der Mann hatte halbwegs gute Arbeit in der Fabrik und brachte ihr jeden Samstag das Geld nach Hause; sie verdiente mit ihrer Arbeit ein ziemlich Stück Geld mit. Aber trotz der Sparsamkeit der beiden Eheleute wollte und wollte es nicht gelingen, einige Sparpfennige auf die Seite zu legen. Da war es gut, daß sie von ihrem Ackerbauverdienst reichlich blieb. Nur einem Knaben gab sie das Leben, den sie auch mit aller Sorgfalt und Mutterliebe erzog.

So war Zufriedenheit und Glück in ihr bescheidenes Heim eingekerkert und es wäre wohl auch so geblieben, wenn man nicht eines Tages den Mann als Leiche ins Haus gebracht hätte. Auf der Arbeitsstelle war er plötzlich von Unwohlsein befallen worden, kurz darauf hörte das gute, sorgende Weib zu schlagen auf; die Todesurkunde konnte nicht genau festgelegt werden, obwohl es nicht der erste Unfall war, der in der altgedachten Fabrik zu verzeichnen war. Um diese Zeit war die untröstliche Witwe in ein paar kurzen Tagen grau geworden; am Leben hielt sie nur ihr Bub, dem sie versprochen, eine tüchtige Mutter sein zu wollen.

Und nun begannen Tage bitterer Armut. Die ganze Last der Erhaltung des Hausstandes ruhte auf ihr. Almosen nahm

und Tafeln. Dieselbe Fassung wie bei uns. Hier Trostwort, dort Ausdruck der Hoffnung, der Liebe, des Schmerzes usw. Ja, worüber ich mich nur wundere: die Franzosen sind ja doch auch Menschen, Menschen wie wir Deutsche.

Hinter einem besonders großen Denkmal, zwischen ihm und der Mauer, steht ein Bogenförmig. Kengfisch flattern zwei Kanarienvögel in ihm, als ich näher komme. Unschuldige Tierchen, auch soll ja nichts geschehen! Ich will nur den Fötus sehen, der da zwischen die Stäbe eines Käfigs gesteckt ist. Ich las die Worte, die auf deutsch lauteten: „Schutz meinen Lieblingen!“ Nur drei Worte. Sie genügen.

Ich verlasse den Kirchhof. Hier hat nicht die Beisitzerin der Tieren, hier hat eine hohe Macht sich mit gebieterisch in den Weg gestellt. Die Franzosen sind auch Menschen!

Wie der Wald die Windstärke beeinflusst.

Daß ein Wald und sei es auch nur eine kleine Baumgruppe, die Windstärke erheblich beeinflusst, „den Wind aufhält“, wie das Volk sagt, ist eine bekannte Tatsache. Wissenschaftlich ist aber bis jetzt noch nicht, auch nur annähernd ausgeprobt und berechnet worden, in welchem Maße das geschieht. Der Leiter der rumänischen Wetterwarte, Professor Murat, hat sich nun der Mühe unterzogen, einige Forschungen nach dieser Richtung anzustellen. Als Ort seiner Forschungen wählte er die windreichste Gegend Rumaniens, die Gegend um den Wald von Gimpat. Der Forst von Gimpat bedeckt eine Oberfläche von 70 Hektar und besteht fast ausschließlich aus Alazien, die ein Alter von 35 Jahren und eine Höhe von 10 Metern haben. Der größte Einfluß nun, den der Wald selber auf den Wind ausüben kann, ist die Verminderung seiner Stärke innerhalb der Baumgruppen selber. Fühlbar ist die Windstärkeminderung auch noch hinter dem Walde selber. Auf 50 Meter hindern! Ide form man eine Schwächung um 3 bis zu 12 Stundenkilometer feststellen. (Die Windstärke wird bekanntlich nach der Anzahl der Kilometer gemessen, die der Wind im Zeitraum einer Stunde bei gleichbleibender Strömung zurücklegt; man spricht daher ebenfalls bei heißblütigen von der Schwächungsgeschwindigkeit auch bei der Windstärke von Stundenkilometern.) Eine Minderung der Windstärke in ähnlichem Maße ist auch noch in hundert Metern Abstand hinterm Walde zu spüren; dann nimmt aber die Stärke wieder in bedeutendem Maße zu und in 500 Meter Abstand hinter dem Walde hat sie die Anfangsgeschwindigkeit wieder erreicht.

Kleines Feuilleton.

Frankfurter Theater.

Neues Theater. War es Zufall, war es Absicht, daß Karl Schönherr's Drama „Der Weibsteufel“ am Toten-sonntag auf dem Spielplan erschien: Die Mysterien mochten mobil und erreichten von der Zensur, daß dieses „Tendenzstück“ — verschoben wurde. Am Totensonntag erbaute sich dafür das Publikum an der „Seligen Erzelenz“. Diese Resonanz für den „Weibsteufel“ hat die übliche Wirkung ausgeübt; die gestrige Erstauflührung war bei ausverkauftem Abonnement geklopft voll. Wir verstehen die Sache wirklich nicht. Wohl: die „Moral“ kommt in diesem Kampf zwischen männlicher Kraft und Impotenz in die Klemme, aber im ganzen ist der Grundgedanke doch menschlich sehr naheliegend. Schönherr stellt nur 3 Personen auf die Bühne: den alten blutleeren Ganner, der sich durch Begünstigung der Schmuggler ein Vermögen zusammenkratzt, sein junges blühendes Weib und einen jungen Grenzgänger, der auf den Rat des Wachtkommandanten mit der jungen Frau anbandelt, um den alten schlauen Fuchs zu fangen. Die Jugendkraft des Grenzgängers übt auf das Weib, das 6 Jahre lang nur mit dem alten ausgeglichenen Manne auf dem Wege gekaut hat, eine ausgemerkte Wirkung aus, und in vordender Schilderung zeichnet der Autor das Auf- und Abwogen zwischen ehelicher Pflicht und sinnlichem Verlangen. Der Grenzgänger verfallt den Schlingen des Weibes und kopflos rennt er ins Verderben. In steter dramatischer Steigerung weicht das vollblütige, sinnlich gewordene Weib beide Männer für ihre Zwecke zu benutzen; dem alten entlockt sie die Ueberlieferung des Hauses „für den Fall des Todes“, den jungen veranlaßt sie den alten aus dem Wege zu schaffen. Das Drama ist mehr auf äußeren Effekt, als auf inneren Gehalt gestellt, und auch der große Beifall kann darüber nicht hinwegtäuschen, er paßt vor allem auch der ausgezeichneten Darstellung der beiden Männerrollen. Herr Grotmann übertrug sich selbst in der Rolle des alten „Saupflastermanns“, der seine Frau animierte, mit dem jungen Grenzgänger hübsch zu tun, um währenddem die Waren über die Grenze zu passen. Auch Herr Alöfner drückte den Grenzgänger recht vorteilhaft auf die Bühne. Dagegen verlor die Fuchse in der überaus schwierigen Rolle des Weibsteufels. Sehr gut war sie in den ersten Akten, in dem

glücklichen Zusammensein mit dem Alten, in der ersten Begegnung mit dem Grenzgänger, aber die erwachende Liebe nach dem jungen Kraftlader trat nicht überzeugend in die Erscheinung, ihr fehlte das Naturwunderliche, sie schaukelte zu viel mit den Ringern. Herr Direktor Hellmer leitete mit gewohntem Geschick die Aufführung und es war ein glücklicher Gedanke, die einzelnen Akte, die sich alle in ein und derselben Stunde abspielten, unmittelbar aufeinander folgen zu lassen. Auch fanden wir die Verordnungen im Theaterzettel sehr am Platz: „Nach dem Beginn des Spiels findet der Einlaß nur in den Gassen statt. Gerade im Neuen Theater wird in dieser Beziehung viel Störung verursacht; gestern war die „Stimmung“ tadellos. Der „Weibsteufel“ wird für eine Reihe von Wochen der Kassenmagnet sein.

„Schutz meinen Lieblingen!“

Aus dem Besten wird der „Magdeburger Volksstimme“ geschrieben:

Im Kriege tut man am besten, immer nur der Gegenwart zu leben. Aber — und wenn er noch so lange dauert — ab und zu erinnert man sich doch an irgendeine Begebenheit, die nur durch den Krieg möglich war und die nur im Kriege Beachtung finden konnte. Und von einer solchen Begebenheit will ich nachträglich erzählen.

Es war in den Augusttagen des vorigen Jahres, zur Zeit, als wir noch keinen Maulwurfskrieg kannten. Wir hatten eben das Dorf Ritz vom Feinde geküsst, hatten ihn weiter nach Westen zurückgedrückt, als der Befehl „Halt“ für uns ausgegeben wurde. Also durch das brennende Dorf hindurch und an seinem Westausgang Halt gemacht. Herunter mit dem Tornister, Gewehre zusammengepackt, Helm ab, Mähe auf! Das alles geht flott. Jeder hat es eilig. Die Verfolgung übernehmen feindliche Truppen.

Jeder kann essen — wenn er was hat. Die Vagante konnte nicht folgen. Ueber Sturzäder, Wiesen, durch Kornfelder kam sie nicht. Was blieb weiter übrig, als zurück in das verlassene Dorf und nach Schwären suchen.

Ich schloß hatte. Nach einem Bissen und in der Feldflasche noch einen Schluck hatte. Beides ist bald dem hungrigen Magen zugeführt. Und nun geht es an's Landschaftsgenießen. Aber o weh! viel ist da nicht mehr zu genießen. Das einzige, was einige Anziehungskraft ausübt, ist der in der Nähe liegende Kirchhof. Zwar kann ein französischer Kirchhof wohl auch nicht viel anders sein wie einer daheim, aber man kann nicht wissen.

Neugierig studierte ich die Inschriften auf den Denkmälern

Die nicht an, weder von der Gemeinde, noch von den Eltern oder Geschwistern. Bis in die späten Nachtstunden hinein erfüllte den engen Raum das lautmäßige Schnarren der Maschine, keine Zerstreuung gönnte sie sich, aber Schmolzblans blieb Küchenmeister. So vergingen Tag und Nacht. Der Dub reiste heran und mit dem Austritt aus der Schule wachte er der Mutter keine andere Freude zu bereiten, als ihr zu geloben, nun aber kräftig mitzuarbeiten, damit Geld ins Haus kommt. Und so geschah es. Mählich, langsam kehrte Zufriedenheit in den kleinen Familienkreis zurück und von Zeit zu Zeit huschte auch wieder einmal ein leichtes Lächeln über das Antlitz der Mutter. Dann und wann streichelte sie auch die geröteten Wangen ihres großen Jungen, dem er als kleiner Knirps — weil die Zeit es nicht erlaubte — oft recht stiefmütterlich in dieser Beziehung behandelt wurde. Hoffnungspläne wurden dann geschmiedet, die Zukunft rosig gemalt. Ja und er wollte ihr schon zeigen, zu was er es noch bringen werde. Jugendkraft und Zuversicht.

Gerade zu der Zeit, als Mutter und Kind Pläne für die Zukunft schmiedeten, brach der furchtbare Weltkrieg herein. Auch unsere Mutter litt mit den Millionen Mutterherzen. Von Begeisterung war nichts zu spüren, wachte sie doch aus Erfahrung, was es heißt, das Liebste herzugeben für nichts, um nichts. Und wiederum griff das Schicksal mit grausamer Hand in ihr aufkommendes Glück. Vom Tage des herzerweichenden Abschieds von ihrem Einigen, ihrem künftigen Ernährer, blieb sie vertrieben für jedermann. Stundenlang saß sie wie versteinert an ihrer Maschine, nur wenn der Briefträger aus Fenster klopfte und einen Brief reichte, flammte ein kurzes Aufleuchten über das abgeschärmte, von Mangeln überzogene Gesicht. Aber weder ein Wort der Klage noch der Freude wurde laut. Kopfschüttelnd zog der „Poststrat“ von dannen.

Lang, lange war keine Nachricht aus dem Felde eingetroffen. Von der Angst gepeinigt, irrte die Mutter oft stundenlang durchs Zimmer; die Arbeit ruhte. Mühte sie noch arbeiten? Wenn ja, für wen? Endlich ein Brief — von fremder Hand. „Eben haben wir Ihren lieben Sohn in fremder, kalter Erde begraben. Er starb mit dem letzten Gruß an seine liebe, arme Mutter.“ So schrieb gefühlvoll der Kamerad. Und mit einem rauhen Tone aus der Kehle brach die Unglückliche zusammen. Später fanden Nachbarn die arme Mutter lachend an der Maschine sitzend, wie sie die Knöpfe an dem Arbeitsröde ihres einzigen Bubens abschneidete und wieder annahm. Der Geist war beschattet. Sie, die immer lümmelvoll ins Leben schaute, lachte, war lustig und froh, dieweil sie nicht mehr klar denken konnte. Zwei Menschen hatte sie lieb, von Herzen lieb: der eine fiel auf dem Schlachtfelde der Arbeit, der andere als ein Opfer des alles verheerenden Weltkrieges. Zweimal entriß ihr das Schicksal das Glück. Not, Elend,ummer und Schmerz hatten ihr in harter Nacharbeit den Rücken gebeugt, sie wurde menschenschau und hatte das Leben verlernt. Als sie langsam etwas zurechtfinden ins Leben bliden lernte, brauste die Kriegshölle ins Land, verlor sich Millionen Menschen, vernichtete Existenzen, zerstörte blühende Dörfer und Städte. Unter den Toten, die fern in kalter Erde ins Rossengrab geschaukelt wurden, befand sich der Liebling einer gebrechlichen Mutter, die Stütze des Alters. Sie aber weinte nicht Tränen, wie viele Mütter Tränenströme vergießen und denen schließlich, das Herz gebrochen. Unsere Mutter lachte, lachte über die göttliche Bestimmung.

Schredliches Leben

Rechenheim, 18. Dez. (Krieg und Feuerwehr.) Wo noch ländliche Verhältnisse bestehen und das Völkchen durch die Gemeindevorstellungen organisiert ist, haben sich die freiwilligen Feuerwehren als recht gemeinnützige Vereinigungen erwiesen. Die weitgehende Unterstützung verdienen. Unsere „Freiwillige Feuerwehr“ hatte es vor dem Kriege zu einer achtungswürdigen Leistungsfähigkeit gebracht, so daß ihr das Völkchen in der Hauptkategorie unbedenklich anvertraut werden konnte. Der unheilbringende Krieg hat natürlich auch diese Vereinigung in ihrem Weiterbestehen und ganz besonders in der Erfüllung ihrer Aufgaben sehr beeinträchtigt, indem die besten Kräfte zum Kriegsdienst eingezogen wurden. In einer Vereinsversammlung am letzten Samstag nahmen die noch vorhandenen Mitglieder Stellung zu der Frage, wie man sich mit der veränderten Sachlage abfinden müsse. Das Ergebnis der Aussprache war, daß an die älteren Vereinsmitglieder besto, an die noch arbeitsfähigen Bürger herangezogen werden solle, um sie zur Mitarbeit bei einem etwa ausbrechenden Brande zu verpflichten. Es darf deshalb angenommen werden, daß im Interesse der allgemeinen Sicherheit baldige die nötigen Schritte getan werden.

Reichen, 13. Dez. (Georg Stad.) Heute morgen starb unerwartet unter langjährigem Parteimitglied Georg Stad, Steinmetz, infolge Herzschlages. Er sollte heute morgen von Siegen aus ins Feld verladen werden, und wohl nur der Abschied von seinen Lieben brach ihm das Herz. Neben der Parteioffiziation bewiesen mit der Witwe zwei unmündige Kinder seinen Tod. Ehre seinem Andenken!

Reichenbach, 14. Dez. (Silberne Hochzeit) feiern die Eheleute Martin Georg am 14. Dezember. Unsere Glückwünsche!

Rulda, 12. Dez. (Städtische Polizeiverwaltung.) Heute ist hier die ministerielle Entscheidung eingegangen, daß mit dem 1. April 1916 die Polizeiverwaltung auf die Stadt übergeht. Der Stadt entsteht durch diese Übernahme eine jährliche Mehrausgabe von etwa 30 000 Mark.

Langen, 14. Dez. (Unter dem Verdacht der Kindes-tötung) wurde die 19jährige Elisabeth Lehr von Dierbach verhaftet und in das hiesige Amtsgerichtsgefängnis eingeliefert. Infolge von Gerüchten, die Lehr habe heimlich geboren, nahm Kriminalkommissar Daniel von Darmstadt am Samstag eine Haus-suchung vor, wobei im Garten die vergrabene Leiche eines neugeborenen weiblichen Kindes gefunden wurde.

Offenbach, 14. Dez. (Verhaftet) wurde hier der Buchhändler Johannes Leonhard Heine, der beschuldigt wird, sich an 14-jährigen Postmädchen vergangen zu haben.

Aus Frankfurt a. M.

Städtischer Kartoffelverkauf. Das Gewerbe- und Verkehrsamteil mit, daß in der letzten Woche wieder große Mengen sehr guter Speisekartoffeln eingetroffen sind, so daß die städtischen Verkaufsstellen in der Lage sind, sowohl an Händler wie auch an Private einwandfreie Ware abzugeben. Mit den Beständen der durch Frost beschädigten und zu billigeren Preisen verarbeiteten Kartoffeln ist vollständig geräumt. Immerhin ist bei der fortgeschrittenen Jahreszeit eine neuerliche Beschädigung durch Frost nicht ausgeschlossen; mit Rücksicht hierauf hat das Gewerbe- und Verkehrsamteil bekannt gegeben, daß Reklamationen wegen der Qualität der Kartoffeln nicht berücksichtigt werden können. Die Kriegsfürsorge sieht sich veranlaßt, ihre Schützlinge auf diese Bekanntmachung mit dem Bemerkten hinzuweisen, daß Be-

steller, die sich dieser Bedingung nicht unterwerfen wollen, ihre Bestellung bis zum 20. Dezember zurücknehmen können. Das gleiche gilt für die Bestellungen der hiesigen Angehörten, die ebenfalls bis zu dem genannten Termin bei der zuständigen Amtsstelle zurückgenommen werden können.

Unseres Erachtens ist der Standpunkt des Gewerbe- und Verkehrsamtes, Reklamationen wegen der Qualität der Kartoffeln nicht zu berücksichtigen, ein unhaltbarer. So wenig wie irgend ein Geschäftsmann, darf auch die Stadt keine schlechten Kartoffeln verkaufen, und tut sie es doch, so setzt sie sich der Gefahr der Strafe aus, wenn Anzeige erfolgt. Schließlich hätte ja auch jeder andere Händler das Recht, sich durch eine solche Bekanntmachung Reklamationen vom Leibe zu halten. Das würde zu ganz unhaltbaren Konsequenzen führen.

Gewerkschaftliche Weihnachtshilfen. Der Metallarbeiterverband zahlt im Laufe dieser Woche an circa 4000 Arbeiterfrauen Weihnachtshilfen aus. Um zeitweisen Andrang zu vermeiden, wird nach dem Alphabet ausgezahlt, und zwar heute Dienstag, 14. Dez., die Buchstaben F—K; Mittwoch, 15. Dez., die Buchstaben L—P; Donnerstag, 16. Dez., die Buchstaben Q—S; Freitag, 17. Dez., die Buchstaben T—Z; Samstag, 18. Dez., alle Arbeiterlosen, Kranken und Invaliden. Die Frauen der Kriegsteilnehmer werden getrennt, im Interesse einer glatten Abfertigung diese Zeiten eingehalten und auf alle Fälle die Unterstützung diese Woche abgeholt.

Ein Preiswettbewerb für praktische Frauenkleidung. Der Verein für Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur“ erläßt ein Preiswettbewerb zur Erlangung praktischer und zweckentsprechender Kleidung für die in neuen Kriegsberufen tätige Frau (Betriebsarbeiterin, Arbeiterin, Schaffnerin usw.). Die Kleider müssen unbehinderte Bewegungsfreiheit, Festigkeit von Leitern usw. gestatten, ohne dabei häßlich oder entstellend zu wirken. Anmeldungen, Entwürfe, Kleiderpuppen oder fertige Kleider sind bis zum 15. Februar 1916 an die erste Vorsitzende, Frau von Trenzow, Gartenstraße 53, einzusenden. Die besten Arbeiten sollen durch Preise ausgezeichnet werden.

Der Diebstahl im Stadel. Zu dem Diebstahl im Stadelischen Institut erzählt die „Post. Ztg.“ noch, daß nicht mit Bestimmtheit gesagt werden kann, wann der Diebstahl des Spitzwegs Gemäldes ausgeführt worden ist. Das Bild hing in einem der Seitenkabinette der Abteilung „Moderne Meister“. Es ist mit dem Monogramm des Künstlers, einem mit einer Raute („Spitzweg“) versehenen S. versehen. Das Bild repräsentiert einen Wert von etwa 6000 Mark. Es wurde vom Institut im Jahre 1901 erworben als Vermächtnis von August und Franz Jügel. Das Gemälde stellt einen „Rosenbach“ dar: durch eine Tasselschleife die steile Bergwand einflechten, drängt sich ein Wildbock; auf einem von der Sonne beschienenen, von Moos bedeckten Felsvorsprung steht ein Franziskanerpater mit hochaufgeschlagener Kante und fängt Fische. Der Dieb dürfte mit seinem Raub nicht viel anfangen können, denn Kunsthandwerker und Privatmaler werden sich hüten, das Bild anzulassen.

Bei der Kartenspielerin. Frau Dabette Busch geb. Ries ist im Hauptamt Hofrat. Daneben versteht sie sich auf Kartenschlagen. Durch die Ausübung dieser Kunst sollte sie sich des Betrugs und zugleich des großen Unfugs schuldig gemacht haben. Die Anklage ließ am Schöffengericht zwei Zeuginnen aufmarschieren, Arbeiterfrauen, die sich von Frau Busch der Schleier vor der Zukunft hatten lassen und dafür freiwillig je 30 Reichspfennige auf den Tisch des Hauses niedergelegt hatten. Frau Busch hatte ihnen gesagt, sie könnten ruhig glauben, was sie aus den Karten herauslese, es sei alles wahr. Vorsitzender: „Glauben Sie denn daran?“ — Angeklagte: „Wohl bemerkt, ich glaube doch an den Pumpschicht!“ — Frau hatte Frau Busch der einen Zeugin gewechselt, ihr Mann, der sich in Kriegsgefangenschaft befindet, werde nicht zurückkehren und schon im Jahre 1916 werde sie einen neuen Mann haben. In diesem Orakelspruch sei sie gescheitert, meinte Frau Busch vor Gericht, weil sie gemerkt habe, daß die Aussicht auf einen neuen Mann gerade nichts Schreckhaftes für die Frau an sich hatte. Die zweite Zeugin bekam u. a. zu hören, daß ihr Mann schon hier mit einer dunkelblonden Witfrau mehr wie geküßelt habe und daß er jetzt als französischer Kriegsgefangener sogar zwei am Bunde habe, eine Schwarze und eine Blonde. Die Zeuginnen versicherten zwar, sie hätten es für einen vernünftigen Ill geltehen und „nicht wirklich“ daran geglaubt, aber der zweiten merkte man, wie der Vorsitzende feststellte, deutlich an, daß ihr selbst der Zweifel am Herzen lag. Im übrigen hatte die Anklage auch nützliche Früchte von sich gegeben. So hatte sie der einen Frau geraten, auf eines von ihren vier Kindern besonders acht zu geben, es stehe in Gefahr, von der Elektrischen überfahren zu werden. Da das „eine“ nicht näher gekennzeichnet war, so gibt die Frau jetzt auf alle vier acht, was jedenfalls nichts schaden kann. Das Gericht war der Meinung, daß großer Unfug nicht vorliege, den die Angeklagte nicht in der Absicht, auch kein Geld am Hause angedrückt habe, so werde von ihr nicht ein „größerer Kreis beantragt“. Wohl aber liege Betrug vor, denn die Angeklagte habe den Zeuginnen vorgesprochen, es sei wahr, was sie sage, während sie selbst nicht daran glaube. Strafmildernd komme in Betracht, daß diejenigen, die nicht alle werden, nun einmal in so großen Schätzen in der Welt herumlaufen. Daher erscheine eine Geldstrafe von 50 Mark ausreichend.

Die Adressen-Bräuer hier, deren Aktien sich bekanntlich im Besitz der Robur-Gothaischen Kredit-Gesellschaft befinden, ergabte in dem am 30. September beendeten Geschäftsjahr 1914/15 60 566 Mark (im Vorjahre 59 019 Mark) Betriebsergebnis. Nach 55 833 Mark (88 644 Mark) ermäßigten Abschreibungen verbleibt ein kleiner Reingewinn von 733 Mark (1504 Mark), um den sich der Vortrag von 1204 Mark auf 2238 Mark erhöht. Eine Dividende gelangt somit wieder nicht zur Verteilung.

Kriegsschwabier. In der Uniform eines österreichischen Abgesandten hat der in Magdeburg festgenommene frühere Kellner Leopold Breitner aus Wobesitz hier und in anderen größeren Städten Schandexzesse begangen. Er erschwindelte sich gewöhnlich unter Vorweisung gefälschter Telegramme und Reisepässe Unterstellungen und Reisepässe. Dabei bezeichnete er sich als Kungenskonstrukteur und trug österreichische Uniform, Mäse, gelegentlich mit hochgelegener Schutzhülle, Jacke, Wästel, Gamaschen und Pantel. In den Kragenwinkel drei silberne Sterne. Außerdem trug er das Band zum Eisernen Kreuz und verschiedene andere Ordensbänder, auf der rechten Brustklappe des Mantels die ungarischen Farben im Bande.

Neues aus aller Welt.

Die Aufhebung eines Mordes.

Seit einigen Tagen wird in Güstrow (Mecklenburg) vor dem Schwurgericht über die geheimnisvolle Tötung der Schachvielerin Thies verhandelt. Die Thies war mit einem Hamburger Großkaufmann verheiratet; die Ehe muß sich seltsam gestaltet haben, denn die Thies war lezuell nicht normal und hat angeblich selbst veranlaßt, daß ihr Ehemann eine gewisse Kallies zum näheren Umgang ins Haus nahm. Später ließ das Ehepaar sich scheiden, die Frau wurde für allein schuldig erklärt. Trotzdem gewährte Thies ihr Unterstützung und besuchte sie auch öfters in ihrem Wohnorte. Eines Tages wurde der Leichnam der geschiedenen Thies aus der Elbe angeschwemmt, er hatte eine Schußwunde. Als des Mordes verdächtig wurde Kallies, der Bruder der bei Thies lebenden Frau, verhaftet. Die Staatsanwaltschaft nahm an, Kallies sei von seiner Schwester angelockt worden, die Konfurentin aus dem Wege zu räumen. Mittlerweile hat Kallies gefunden: „Frau Thies war eine Erpresserin, die kompromittierende Papiere meiner Schwester besessen hat, mit denen sie Er-

pressungen an uns verübte. Ich wollte diese Papiere stehlen, machte mich mit Frau Thies bekannt und ludte sie nach dem Elbestrand. Dort hatte ich einen früheren Koppelnknecht, einen Dänen, hinstellt. Wir bedrohten sie, sie solle die Papiere herausgeben. Hierbei entstand zwischen dem Koppelnknecht und Frau Thies ein Ringen. Wöglich fiel ein Schuß, und ich sah, daß Frau Thies tot war. Der Koppelnknecht hatte sie erschossen. Wir wußten nicht, was wir taten. Wöglich ersuchte der Koppelnknecht die Frau und warf sie ins Wasser.“

Auf dieses Geständnis hin wurde zunächst die Verhandlung ausgesetzt. Es ist aber auch der zum Militärdienst eingezogene Ehemann der Ermordeten, der 33-jährige Kaufmann Thies in Hamburg, verhaftet worden.

Raub im Pfarrhaus. Das „Berliner Tageblatt“ meldet aus Dambrau (Kreis Falkenberg, Oberschlesien): Nachts drangen fünf Männer in das Pfarrhaus. Ein Räuber setzte dem 67-jährigen Erzpriester einen Revolver auf die Brust, während ein zweiter die im Hause befindlichen Personen im Schlafzimmer in Schach hielt; die übrigen erbrachen den Geldschrank und raubten daraus die Summe von 1200 Mark. Als der Nachtwächter aufmerksam wurde und Lärm schlug, entkamen die Räuber unerkannt.

Ein „echter Ruff“ in Neufölln. In der Arminius-Apothek in der Herrmannstraße zu Neufölln stand gestern der 37-jährige Provisor S. Andresen aus der Weihenburger Straße 61 den 63 Jahre alten Provisor Max Grosse aus der Kantstraße zu Charlottenburg nieder, weil er ihn irtümlich für einen Juden gehalten hatte. Grosse wurde sterbend ins Urban-Krankenhaus gebracht, während Andresen von der Kriminalpolizei in Haft genommen wurde. Er hat die Tat anscheinend in ausgedehntem Wahnsinn verübt.

Feldpost.

W. Post. Die Zeitungen, die Sie vermissen, sind hier abgegangen.

Verschiedenen neuen Abonnenten zur Mitteilung, daß die „Volksstimme“ ins Feld gesandt monatlich 70 Pfennig kostet, die am letzten per Feldpostanweisung oder Briefmarken alle Vierteljahre mit 2.10 Mark einzusenden sind.

S. D. Wir schicken Ihnen die Zeitung seit 1. 11. Da wurden 70 Pfennig bezahlt, jedoch nunmehr wieder 70 Pfennig fällig sind. Beachten Sie die obere Notiz im Briefkasten.

Aus der Partel.

Wahlerfolg der Partel in Bern.

Der „Nöln. Ztg.“ wird gemeldet: Bei den Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung in Bern verloren infolge der ungeschickten Wahltaktik die Freisinnigen zwei Mandate an die Sozialisten und eins an die Konservativen, wodurch die sozialdemokratische Partel die stärkste des Rates wird. Die Freisinnigen und Konservativen verfügen immerhin noch über eine kleine Mehrheit.

Wiesbadener Theater.

Reizend: Theater.

Dienstag, 14. Dez., 7 Uhr: „Die Schöne vom Strande“. Mittwoch, 15. Dez., 7 Uhr: „Die Schöne vom Strande“. Donnerstag, 16. Dez., 7 Uhr: „Sturm im Wald“. Freitag, 17. Dez., 8 Uhr: Volkstheater: „Herrschafflicher Dienst“. Samstag, 18. Dez., 7 Uhr: Neu einstudiert: „Hühnermann Penckel“.

Kartoffelhöchstpreise.

Auf Grund der Bundesratsverordnung vom 23. Oktober 1915 wird der Höchstpreis für Kartoffeln im Kleinhandel für den Stadtkreis Wiesbaden festgesetzt auf M. 4.05 für den Zentner.

Bei Lieferung ins Haus tritt zu diesem Höchstpreis ein Bringerlohn hinzu, der pro Zentner 25 Pfg. nicht übersteigen darf.

Für Mengen unter einem Zentner beträgt der Höchstpreis 4.8 Pfg. für 1 Pfund oder 4.3 Pfg. für 10 Pfund.

Als Kleinhandel gilt der Verkauf an den Verbraucher, soweit er Mengen von 10 Zentnern nicht übersteigt.

Wer den Bestimmungen zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geld bis zu 3000 M. bestraft.

Diese Bestimmungen treten sofort in Kraft.

Wiesbaden, den 12. Dezember 1915.

Der Magistrat.

TODES-ANZEIGE.

Am 18. August d. J. starb auf dem östlichen Kriegsschauplatze den Heldentod fürs Vaterland

Heinrich Hornfeck.

Wir verlieren in dem Gefallenen einen braven und tüchtigen Arbeiter, der sich durch Fleiß und gute Führung unsere volle Anerkennung erworben hat. Wir werden ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren.

Wiesbaden, den 10. Dezember 1915.

Städtische Schlacht- und Viehhol-Verwaltung.

Restaur. zum Andreas Hofer

Schwalbacherstrasse 59.
Bergische Speisen und Getränke
Restauration zu jeder Tageszeit.
Herrn empfehle mein schönes
Bierstübchen. Abends von 8 bis 10 Uhr.

Ludwig Stöcklein.

Für Schuhmacher!

Wittichslocherstraße 11, 1. Etage.
Reinliche Schuhe, alle Arten
Reparatur, 11. und 12. Uhr, per Tag.
Prima Militär-Reinigung zu Ober-
schuh 1.00, große Kinder-
schuhe 0.50, ganz große braune
Vorstrümpfe 0.25 — 0.30 bei

Rothehilds Arbeiterkleider- Magazin

Wellstrigstraße 18

empfehle zu Weihnachten für die
Krieger im Felde, sowie für die
Familien zu Hause

warne Winterkleidung

jeber Art.

Bekannt reelle Bedienung.

Wiesbaden, den 10. Dezember 1915.

Lieferant des Konsumvereins für
Wiesbaden und Umgebung.